Umfang acht Seiten

Einzelbezug 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme
Hannover Artilleriestr 15 und Berlin W 35 Potsdamerstr. 111

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911 BERLIN/SONNABEND DEN 21. JANUAR 1911/HANNOVER NUMMER 47

INHALT: SAR PÉLADAN: Der Traum einer Sünde / ELSE LASKER-SCHÜLER: Meiner Schwester Kind / PAUL SCHEERBART: Der Kaiser von Utopia / JAKOB VAN HODDIS: Varieté / ADOLF KNOBLAUCH: L'oeuvre Péladan / GÉZA SZILAGYI: Amphimelas / ROBERT SCHEU: Leitfaden der Weltgeschichte / JOSEPH ADLER: Ein rheinisch Dichterleben / TRUST: Meine Woche / MAX PECHSTEIN: Das Lager / Zeichnung

Das Lager Zeichnung von Max Pechstein

Der Traum einer Sünde

Von Sar Péladan

> Sie hatte nur Hunger nach den Begierden, die sie entzündete und trank mit hochmütiger Lippe diese Feuer wie Wasser.
> Barbey d'Aurevilly

Nach einem Bade im klaren Bach, in einer Ruhestunde ausgestreckt unter dem verwirrenden Wälderschatten, empfindet Artemis die Begierde in den keuschen Schenkeln, die, in Träumen sich bergende Schlange, ihr ruhiges Fleisch sticht. Die Prinzessin denkt nicht mehr an eine Vergangenheit befriedigten Stolzes, sondern an Gegenwart, an mögliche Freuden.

Betrachtungen erheben sich ihr unbewusst, sonderbar für ihre Gewohnheit, an der Vortrefflichkeit ihrer Entschlüsse Zweifel, nach dem was sie sich untersagte spitzige Neugierden, von dem was sie verachtet flieht Besessen-Sein.

Ihr Gedanke wendet die Seiten des Sphinxbuches um, die gleich einem matten Echo zahlreicher, dumpfer Küsse rauschen, und aus denen Buchzeichen gleiten: Weniger schnell vertrocknete Blumen als die Gluten, die sie austauschten, vergilbte Briefchen, Ueberlebende aus totgeborenen Liebschaften, die auf dem Pergament Geruch und Liebkosung der Mieder behielten.

In verlorner Ferne singt der Dichter-Chor die ewige Liebes-Hymne, und die menschlichen Ohren sind geneigt zu diesen Konzerten, die denen der Engel gleichen. Propheten, Dichter, Weise und Narren schreiten schwermütig vorbei mit dem Schluss-Reim ihrer Herzen auf den Lippen: „Meine Sünde ist Liebe".

Die geringschätzige Mundfalte erlischt vor der fruchtbaren Sünde, dem erhabenen Dünger, aus dem Hingabe und Gesänge entstehen. Warum weigerte sie sich, an den trüben Wassern, an den schweren Wassern der Leidenschaft zu trinken, der einzigen Tränke der beklagenswerten Menschheit.

Der Quell der Liebe erscheint und der lärmende Sterblichen-Haufe drängt sich hinzu. Darein taucht der Ephebe die flaumlosen Lippen, die Matrone die Runzeln Patriarchen den Silberbart. Ein ironischer Engel giesst aus grossen lasurnem Krug das Gallengetränk, das das flache Becken füllt.

Sieht er Lippen zurückweichen, die des Gebräues Bitterkeit ätzte, so nimmt er eine dünne Giesskanne aus dem Gürtel und neigt sie. Alsobald stürzt die Menge gieriger hin. Der Tropfen der Illusion geügt, den ektatischen Augen der Liebesverdursteten ihre Träume im brackigen Wasser sichtig zu machen.

Dieser „Fata Morgana"-Tropfen, der unbezwinglich selbst zum Unvernünftigen strebt, die menschliche Begierde, die Einbildungskraft liess ihn auf den Gedanken der Prinzessin fallen. Der Trieb erstickt alsodann die Idee, und unterschiebt sich dem Willlen sanft, langsam. Schon lächelnd spricht sie, aber so leise, dass die grossen Lilien selbst sie nicht verstehen: „O, die Lüge der Leiern!"

Keine der mystischen Binden drückt ihre Stirn, bei gewonnenem Spiel lässt sie sich in Träume oder in Unzucht gleiten, gleich einem Shylock, der am Ende stets das versprochene Fleisch einfordert.

Das geschlechtliche Erlebnis, noch ist es ein Unbekanntes für sie. Verheiratet, umworben, kennt sie nicht die Lust der Sünde. Schon hat sie alle Zweige am Baum des Wissens geschüttelt, und auf den funkelnden, sauren Früchten ihren hochmütigen Biss hinterlassen. An die einzige Frucht des Fleisches hat sie nicht gerührt, also auch liebkost sie es mit dem Auge der Begierde.

Diese Gesetze der Geschlechtlichkeit, diese vor dem menschlichen Schritt sich kreuzenden, sich verstrickenden Lianen, bis zu diesem Tage hat sie sie abgeschnitten und entfernt; siehe, jetzt ist sie davon ganz eingehüllt im plötzlichen Erblühen. Eine Stimme vielleicht von Pan murmelt wie ein Flöten-Erstöhnen: „Wehe dem Einsamen!"

O, zwei zu sein, zwei Herzen und das gleiche Pochen, zwei Geister und der gleiche Gedanke, zwei Körper und das gleiche Verlangen!

Diese beiden Herzen in eine Anbetung verschmolzen, diese beiden Geister in eine Bewunderung vereint, diese beiden Körper in eine Lust verflochten!

Zwei, die Stimme und das Echo, zwei, das Dasein doppelt, ein Wesen zugefügt dem eignen Wesen, in sich zwei, zuseiten der Sehnsucht die Befriedigung, der heilige Traum des Zwitters verwirklicht den Gesetzen entsprechend, noch einmal die anfängliche Schöpfung gefunden.

Aber wo ist er, der Wohlgeliebte? Wer ist es, der ihren linken Busen erregt, ihr Leben anrührt, den Marmor ihres Fleisches mit Küssen rötet und ihren Körper der Lust entsprechend durchdringt.

Dass ihr Geist wünsche, was das Herz schlägt, was die Haut empfängt, bedarf es roter Lippen und schwarzer Gedanken, einer perversen Seele in schöner Gestalt.

Sie durchblättert in Gedanken mit schlüpfriger Prüfung das Photographie-Album der Freunde, das die Bourgeosie auf den Nipptischen zur Schau stellt

* * *

In dem künstlichen Leben fordert sie die Lust, sie, die gebildete Spaziergängerin im Campo santo der Geschichte ruft Helden und Ungeheuer in verliebter Geisterbeschwörung auf. Wer sollte den unterirdischen Bereich gewisser Enthaltungen deuten, was in eine Tugend an Laster eintreten darf.

Sie stellt sich die Liebe unter den Linien eines schönen Jünglings vor, der auf einem Papageien, grösser als ein Adler, reitet. Er hält ein zum Bogen gekrümmtes Zuckerrohr, dessen Schnur aus einem gehemmten Bienenschwarm besteht. Im Köcher, der in einem Frauenbusen endigt, reiben fünf Pfeile, die fünf Sinne, ihre Blumenspitzen.

Douchmanta, der die Prinzessin erblickt, vergisst im Augenblick Sakuntala. Aber sie wünscht die Buhlerin Vasantasena zu sein, um die Liebesworte Charudattas im Garten nach dem Ungewitter zu hören.

Mejdnoun und Leilah, der Ruhm von Iran, die sich ansehen und vor Extase murmeln, gehen vorbei, ohne sie zu sehen.

Plötzlich eine Natur wie auf einem Aquarell, unter einem Rosa-Himmel eine Folge von Brücken in Eselsrückenform, unter den Djunken dahingleiten. Frauen mit zarten Gestalten und dem Fleisch der Teerose sind darin niedergekauert wie Kinder und besingen die Blüte des Pfirsichbaums, das Blatt der Weide, und spielen wie Katzen.

Nach einer Melodie von Rameau führen Herren von Marivaux auf einem Gemälde von Watteau ihre verliebte Teilnahmlosigkeit spazieren.

In der Nacht der Zeiten zieht sie Sodom und Gomorrha an. Welches Verbrechen, dass wir nicht kennen, kannten jedoch diese Städte? Bei diesen Völkern, die das Böse so weit trieben, dass sie das Himmelsfeuer zwangen, sie zu zerstören, findet sie eine Bezauberung.

Die Augenlieder der Prinzessin blinzeln bei den schwankenden Erscheinungen, die sie genauer zu machen wünscht. Beim leckerhaften Anblicken der verbotenen Dinge gleitet ihre Zunge sanft über die Lippen hin.

Die Begierde in all ihren Formen, die Wollust in all ihren Rythmen, die Liebe in all ihren protëischen Verkörperungen, die ganze Frau, ihre Krämpfe, ihre Tränen, ihre Verzweiflungen, ihre Trunkenheiten, die Anstrengungen ihres Herzens zur Leidenschaft, ihres Körpers zur Lust, durchkreuzen wie schon Geschehenes, schon Getanenes ihre Träumerei in Metamorphosen der Perversität, das volle Bilderpanorama der Liebe, Didos Scheiterhaufen, den modernes Vitriol entfacht, Persönlichkeiten der Kunst, die sich mit denen der Geschichte vermischen. Im Bhotan der Sinnlichkeit geht ihre versucherische Einbildungskraft von einem Baum zum andern, und schüttelt die Früchte des Fleisches, erstaunt, dass die Wollust nicht im Regen niederfällt. Der „King" der Leidenschaft, der „rig" des Körpers singen in ihr wahnwitzige, übermächtige Hymnen wie Stöhnen der Kelter, wie Brünste der wilden Tiere.

Sie glaubt im linken Auge Zittern zu empfinden, im linken Arm Unruhe, die Hindu-Vorzeichen der Annäherung des Wohlgeliebten.

Aus diesem Bildergekribbel lösst sich ein Poussin ab, und der Traum des Rom angebeteten griechischen Lasters erscheint vor der wartenden Italienerin der Renaissance, Antinoiis Seine freigebige Nacktheit strahlt, sein Brustkasten scheint zu leuchten, die Prinzessin leiht dem Freigelassenen Hadrians in freiwilliger Halluzination folgende Anrede:

„Prinzessin, du bist schön wie ich schön bin. Glaube nicht an die Verleumdungen der Geschichte. Der Kaiser entbrannte in vergeblichen Feuern. Ich bin jungfräulich, ich blieb es für dich, deren Stirn den Gedanken wie die Minervas enthält. O, die du mit Aphroditens Schönheit den Verstand Athenes verbindest, ich liebe dich. Als ich mich im Nil ertränkte, hatte ich dein Bild unter den Wellen geschaut. Ach, ich suchte dich, Neptun hielt mich böse zurück. Meine Schönheit bezauberte wie die Leier von Orpheus die Meerungeheuer. Die Sirenen, verführt und der Stimme bar wanden verzweiflungsvoll den Schwanz. Die vor Liebe wahnsinnigen Nymphen röteten mit ihrem Blut die Koralle. Endlich fand ich dich wieder. Ich sammelte die Tränen in einer Halskette, die ich dir geben werde. Oeffne die Arme, meine Glieder sind von dem achtzehnhundertjährigen Bade geschmeidig, bereit für deine Umarmung.

* * *

Messalina ist nicht stets zu Suburra oder in des Silius Armen. Man kann sich durch den Geist mehr beflecken.

Die Zauberer reiben sich mit halluzinatorischer Pomade, die unzüchtige Träume gab. Erwacht, behaupteten sie, vom Sabbat zu kommen. Die Phantasie genügt, um zu ihm hinzutragen. Der Kuss des Bocks gibt sich auch mit dem Gedanken. Unmöglichkeit aber ist, ihn nicht zu wiederholen. Der Geist wird an das unreine Ding geklebt. Die fleischlichen Beschwörungen können ebenso wie die der Zauberei nicht aufgehalten werden.

Die Prinzessin fühlt sich durch den Traum in ihrer kitzelnden Beschauung überwältigt, unterjocht. Auf der Stirn perlt Schweiss, in den rotgewordenen Ohren zittern die Gehänge. Die hohen schamhaften Lilien schliessen die Kelche, in reiner Blumentrauer neigen sie den stolzen Stengel.

Sie hat den Alb, die Unzüchtigkeit der Dinge. Vor Geilheit schielende Böcke zerbrechen die Hörner in wütenden Liebkosungen. Eine fieberbrennende Phallusträgervision zieht vorbei, und die inneren Fresken eines Priap-Tempels, Panathenäen der Gemeinheit entrollen sich.

Plötzlich entsteht eine Heftigkeit. Dann, mit einer sie ganz bleichmachenden Anstrengung, einem Sichanklammern an ihren Stolz, träumt sie ihr Fleisch. Fieberig, entnervt, keuchend, wirren Blicks lässt sie unter ermattetem Druck die Arme niederhängen. Beim Siege öffnen die Lilien den Kelch wieder, richten den Stengel auf. Die Nacht kommt. Der abendliche Schatten der Wölbung wirft Schleier über die namenlose Ausschweifung, deren Geheimnis sie bewahren wird.

Der Araber, der seinem Pferd die Zügel schiessen lässt und es mit der Nüster vor der Mauer hemmt, der Gondelführer, der an der Ecke des Palastes gerade rudert und in einem Zuge wendet, tun Kinderspiel. Aber den eignen Körper auf die Wollust loszulassen und im Augenblick, da die Enthaltung brechen will, ihn rein daran gehindert zu haben, ja, das ist eine Geberde! Stolz senkt sie die Augen auf den Körper hinab, der nackt von dem aufgelösten Pudermantel ist. Während sie auf das unbefleckte Fleisch lächelt, singt eine jeder Oden, die in Hieroglyphen dem Tempel von Karnak anvertraut waren, ihren Triumph:

> Ich bändigte noch einmal die Bestie.
> Tochter des göttlichen Herkules.

Meiner Schwester Kind

Der Morgen ist bleich von Traurigkeit,
Es sind so viel junge Blumen gestorben,
Und du, o du bist gestorben,
Und mein Herz klagt eine Sehnsucht weit;

Ueber die ziellose Flut
Der blaublühenden Meere,
Und deine Mutter höre
Ich weinen in meinem Blut.

Muss immer träumen
Von deinen tiefen Lenzaugen,
Die blickten wie wilde Knospen
Von gottalten Bäumen.

Else Lasker-Schüler

Der Kaiser von Utopia

Ein Volksroman

Von Paul Scheerbart

XX

Lotte Wiedewitt

Herr Moritz Wiedewitt kümmerte sich aber um den grossartigen Sonnenuntergang ganz und gar nicht, liess die ihm verliehene Kaiserkrone im Hofzuge sorgfältig verpacken und machte dann in Schilda Einkäufe, wobei er sich mit Wohlgefallen immerzu „Grandiosität" titulieren liess.

Der Interimskaiser kam dann in bester Stimmung nach Hause, um endlich Abendbrot zu essen, aber die Lotte hatte bereits von der Ratssitzung gehört und zu Allem ganz ratlos mit dem Kopfe geschüttelt; sie konnte es einfach nicht glauben, dass ihr Moritz für ein Jahr nach Ulaleipu gehen sollte und dort Kaiser sein — nein, das konnte sie nicht glauben; sie vermutete, dass dahinter bloss wieder ein abenteuerlicher unnützer Narrenstreich stäke.

Und als nun der Moritz endlich nach Hause kam, empfing ihn seine Frau mit einer Gardinenpredigt, die sich gewaschen hatte.

„Was soll denn das nun wieder? Leben wir hier denn wirklich im Tollhaus? Bin ich dazu mit Dir nach Schilda gezogen, um hier bloss mit Dir tolle Streiche anzugeben? Haben wir nicht schon genug mit unserer Wirtschaft zu tun? Geht hier zu Hause nicht alles drunter und drüber? Wir haben nicht das Nötigste — und zu dummen Streichen ist immer das Geld da? Du wolltest doch noch die eingelaufenen Briefe beantworten — und jetzt willst Du wieder Kaiser werden? Schämst Du Dich denn garnicht? Ich habe nichts Vernünftiges anzuziehen — und Du denkst Dir bloss windige Geschichten aus. An unser Wäschespind solltest Du doch denken — der Tischler macht es nicht fertig — und Du hast mir doch versprochen, das olle Spind noch in diesem Monat fertig zu machen, damit ich endlich weiss, wo ich mit den paar plundrigen Sachen hinkann. Aber statt zu arbeiten, willst du Kaiser werden. Es ist unerhört. Du solltest Dich doch vor den Nachbarn schämen."

Und dann schimpfte die Lotte, dass die Wände dröhnten, damit es alle Nachbarn hören konnten, was fürn verrückter Kerl dieser Moritz war.

Aber da riss auch dem Moritz die Geduld, und er brüllte:

„Mach das Abendbrot fertig. In einer Stunde muss ich nach Ulaleipu fahren."

„Fällt mir nicht ein!" schrie die Lotte, „mach Dir Dein Abendbrot allein. Ich bin lange genug Dein Pachulke gewesen. Ich will jetzt ein anderes Leben geniessen."

Da wurde der Interimskaiser so wütend, dass er eine Porzellanvase ergriff und sie auf den Fussboden schleuderte, dass die Porzellanstücke zum dreieckigen Fenster hinausflogen.

„Bin ich denn verdammt," rief er grimmig „ewig und immer mit diesem verrückten Weibe zu leben? So bleib Du hier — ich fahre allein nach Ulaleipu."

„Fahre, wohin Du fahren willst," sagte die Lotte, „ich werde wissen, was ich zu tun habe."

Moritz wollte wieder einlenken, aber die Lotte schmiss die Türe hinter sich zu und riegelte ab.

Da nahm der Interimskaiser Hut und Stock und ging in den goldenen Löwen, ass sein Abendbrot unter Zähneknirschen, verabschiedete sich von Käseberg, Moellerkuchen und einigen Ratsherren in sehr kurzen eiligen Worten und fuhr, als es dunkel geworden war, mit dem Hofzuge nach Ulaleipu — den ganzen Hofzug liess Herr Wiedewitt illuminieren — auch oben über den Waggondächern — mit roten, blauen und grünen Flammen — und elektrische Scheinwerfer liess er aufleuchten, dass der Zng wie ein Lichtgespenst durch die Nacht dahinsauste.

XXI

Der verzweifelte Staatsrat

Die Rechszentrale in den sieben Türmen am Schwantufluss hatten sich natürlich sofort der ganzen Kaiser-Angelegenheit bemächtigt, und fast in jeder Tagesstunde liefen ein paar Broschüren in Ulaleipu ein. Und in den Broschüren wurde des Kaisers Tat hochherzig und bewunderungswürdig genannt, und nur zwei oder drei Autoren hatten die Tat des Kaisers, der, um die Abtrünnigen in der Stadt Schilda zurückzuführen in den alleinseligmachenden Schoss des Volksgeistes, Oberbürgermeister von Schilda geworden war, für eine nicht ganz der Rechtsauffassung Aller entsprechende Tat befunden.

Dagegen war der Staatsrat überall sehr schlecht weggekommen, indem man in den Broschüren durchweg behauptete, dass auch ein Mitglied des Staatsrates Oberbürgermeister von Schilda hätte werden können.

Dass der Oberbürgermeister Wiedewitt zum Interimskaiser ausgerufen worden war, das wurde durchweg dem Staatsrat in die Schuhe geschoben; der hätte für eine geeignete Stellvertretung bei Zeiten tätig sein müssen.

Dass der Kaiser den Oberbürgermeister zum Stellvertreter gewählt hatte, das wurde dem Kaiser garnicht übel genommen; er sei eben durch den Staatsrat schwer gereizt worden.

Kurzum: der Staatsrat hatte Alles auszubaden Und es war nur natürlich, dass er sich in geradezu grenzenloser Verzweiflungsstimmung befand.

In vierzehn Tagen waren siebenundachzig Broschüren über den merkwürdigen Vorfall erschienen.

Es gab nur einen Trost für den Staatsrat: in keiner Broschüre wurde zugegeben, dass das neue Regiment eine einschneidende Veränderung im Staatshaushalt zur Folge haben könnte — es gingen sogar einige Autoren am Schwantuflusse so weit, die ganze Angelegenheit als nicht sehr wichtig hinzustellen — das beweise schon, sagten sie, die kleine Anzahl der Broschüren (bloss 87), während doch im letzten Jahre dreiundvierzig Rechtsfälle mehr als hundertundfünfzig zur Folge gehabt hätten.

Aber der Staatsrat war in Verzweiflungsstimmung.

XXII

Der Leuchtturm

Der Kaiser Philander wurde als Herr Bartmann in den Lotsenzimmern des grossen Leuchtturms sehr freundlich empfangen; der Leuchtturm hiess der grosse der grossen Molen und des umfangreichen Unterbaues wegen; in den Lotsenzimmern hörte man die donnernde Brandung nur wie ein fernes Geräusch, da überall doppelte Doppelfenster angebracht waren.

Hinter das Leben der Utopianer wollte der Kaiser kommen, und es schien ihm nun als erste Aufgabe, an verschiedenen Punkten seines Reiches festzustellen, wie die vielen Wohlfahrtseinrichtungen auf die Utopianer wirkten — ob sie noch immer als wohltuend empfunden wurden — und ob sie ausreichten, das Leben in Utopia einigermassen glücklich erscheinen zu lassen.

Die Bequemlichkeitseinrichtungen hatten den denkbar grössten Grad von Vollkommenheit erreicht, und nun fragte der Kaiser zunächst, so als wenn er bloss Studien halber reise, wie die Lotsen über die Bequemlichkeit dächten.

Und da sagte dann ein Alter gleich sehr unwirsch: „Lieber Herr, die Bequemlichkeit ist für unseren Stand eine recht bedenkliche Sache; früher gingen die jungen Leute mit Vergnügen ins Rettungsbot heute muss man schon Zwangsmassregeln gebrauchen die Jugend wird durch gutes Essen und Trinken durch Fahrstühle, vortreffliche Betten und all den übrigen neuzeitlichen Luxus so verwöhnt, dass wir viele Bequemlichkeitsdinge wieder hinausbringen mussten; die gute alte Zeit hatte doch mit ihrer einfachen Lebensart sehr viele Vorzüge.

Der Kaiser war ganz sprachlos, aber er sah ein, dass der Alte wohl Veranlassung hatte, zu klagen — die anderen Lotsen stimmten dem Alten sämtlich bei.

Es wurde Grog getrunken, und der Herr Bartmann liess sich Seegeschichten erzählen, sprach nicht viel und dachte sich sein Teil; er wollte noch über die vorzügliche Rechtspflege in Utopia sprechen — aber ihm schnürte was die Kehle zu, und er ging bald in sein Zimmer und versuchte zu schlafen.

Mit dem Schlafe ging es aber nicht — es war nur ein halber Schlaf — aus dem Meere, das unten brauste und krachte, stiegen immer wieder bleiche Gestalten heraus, die immerzu leise flüsterten — und das klang wie eine Anklage — und schliesslich wie ein Fluch auf die Bequemlichkeiten der verwöhnten Utopianer.

„Wären die Lotsen," sagte eine Gestalt dicht neben dem Bette des Kaisers, „nicht so saumselig gewesen — ich wäre noch am Leben."

Der Kaiser steckte seine Kerze an und rieb sich die Augen, er war ganz allein

Unten tobte die Brandung des Meeres wie in weiter weiter weiter Ferne — murmelnd.

Und der Orkan brauste vor den Fenstern, dass ein leises Pfeifen und Knallen zu hören war.

Die Fenster klirrten

Der Kaiser schlief ein

Die Kerze beleuchtete das Gesicht des Schlafenden in dem die scharfen feinen Züge mit dunklen Schatten erschienen; das Profil des Gesichtes lag als Schattenbild an der Wand

XXIII

Die Zeitungen

Am nächsten Morgen sass der Herr Bartmann im Lesezimmer der Lotsen und las die neusten Zeitungen.

Das Lesezimmer machte den Eindruck eines Bibliotheksaales, und die Möbel liessen an Behaglichkeit und künstlerischem Schliff nichts zu wünschen übrig; jede Ecke und jede Kante war anders und voll intimster Reize, sodass man sich auf jedem Stuhl so recht zu Hause fühlte — Alles glänzte wie neu und wirkte doch gleichzeitig wieder so alt wie eine alte Handschrift.

Ein Lotse der dienstlich abgerufen wurde, rief ärgerlich: „Gerade jetzt! Bei diesen Zeitungsberichten über Schilda!"

Aber er ging. und der Kaiser las weiter von Schilda — im „Alten Staatsblatt" stand unter Anderem:

„Es lässt sich immerhin die Frage aufwerfen, ob der Kaiser von Utopia berechtigt war, für ein ganzes Jahr seine hohe Stellung aufzugeben, bloss um die verirrten Schildbürger wieder auf den rechten Pfad zu bringen. Der Kaiser ist nicht nur dazu da, im Volke ein juristisches Gleichgewicht herzustellen; die fünfzig Stimmen, die er allein den hundert Stimmen seines Staatsrates gegenüber zu stellen vermag, sind nicht bloss für die Rechtsfragen da; er soll auch — und dazu ist er in erster Linie hochstehender Volkskaiser — in allen Lebensfragen seines Volkes eine entscheidende Führerrolle in Anspruch nehmen, er soll dem Volke neue Bahnen eröffnen und immerdar tätig sein zum allgemeinen Wohle — er soll auch ein Anreger sein."

Herr Bartmann lächelte und las in einer anderen Zeitung:

„Die anregende Haltung des Kaisers, die vom Alten Staatsblatte so angelegentlich empfohlen wird, wird der Kaiser als Oberbürgermeister von Schilda am allerbesten zur Geltung bringen; es ist doch nur natürlich, dass die etwas komische und durchaus peinliche Lage der Schildbürger zu sozialen Anregungen grade genug Veranlassung gibt; in seiner neuen Position als Oberbürgermeister wird der Kaiser sicher eine grosse Anzahl von Verhältnissen, die der Verbesserung bedürfen, kennen lernen. Und Schilda ist uns Allen ein Dorn im Auge Schilda muss verbessert werden, und die Dinge, die in Schilda verbesserungsdürftig erscheinen, werden ihre Schatten über das ganze Kaiserreich werfen. Warten wir ab, was der Kaiser in Schilda tut."

Herr Bertmann sah jetzt sehr ernst aus, und es ging ein feierlicher Zug über sein Gesicht, und er dachte an die Schatten der vergangenen Nacht — die Kerze hatte grosse Schatten an die Zimmerdecke gebracht, und die bleichen Gestalten des Meeres gingen durch die Schatten an der Zimmerdecke durch.

Und des Kaisers Züge wurden plötzlich hart; er stand auf und ging mit festen Schritten hinaus — auf die Galerie — dort hörte er das Meer ganz laut heraufdröhnen — und unten schäumten an den Klippen die hohen Wellen.

Fortsetzung folgt

Varieté

Von Jakob van Hoddis

I

Loge

Ein Walzer rumpelt; geile Geigen kreischen;
Die Luft ist weiss vom Dunst der Zigaretten;
Es riecht nach Moschus, Schminke, Wein, nach fetten
Indianern und entblössten Weiberfleischen.

Ah! Schwimmen in der dicken Luft die vielen
Dämlichen Köpfe, die ins Helle glotzen?
Drei Weiber lässt man auf der Bühne spielen,
Die süsslich mit gemeinen Gesten protzen.

II

Der Athlet

Und der Athlet tritt auf und staunen kannst de,
Wie er ein Brett mit seiner Faust zerhaut.
Er geht einher mit ungeheurem Wanste
Und feistem Arm und Nacken, schweissbetaut.

Und kurze Hosen schlottern um die Beinchen,
Die sind zu dünnen Stöckchen deformiert.
Prunkende Seide seine Füsschen ziert.
Ach! sind die niedlich! Wie zwei rosa Schweinchen.

III

Der Humorist

Ein alter Mann in einem neuen Fracke
Plärrt jetzt seine Liebesabenteuer.
Und besonders nach gewissen neuern
Abenteuern,
Spricht er, gleiche er dem Wracke,
Das auf den Wellen wackle ohne Rast,
Der Winds-„Braut" preisgegeben, ohne Steuer,
Sogar mit halb verfaultem „Mast".

IV

Tanz

Ein kleines Mädchen mit gebrannten Löckchen
In einem Hemd ganz himmelblau —
Die blossen Beine trippeln ohne Söckchen.
Sie singt: „Ach, tu mir nichts zuleide!
Ach Du! Heut werd ich Deine Frau."

Dann tanzt sie gierig und mit Chic
Zu einer holprigen Musik.
Und durch die Wirbel blauer Seide
Siehst de den jungen Leib genau.

V

Die Inderin

Sie hebt den dünnen Arm; da duckt zum Sprunge
Das dunkle Pantherpaar, durch sieben Reifen
Fährt es hindurch mit elegantem Schwunge.

Und ihre bösen starken Pranken streifen
(Wenn sie verwirrt zurück zum Käfig taumeln)
Die Perlenschnüre, die . . von einem lila Gurte . .
Um ihrer nackten Herrin Hüften baumeln.

VI

Ballet

Neger schlenkern aufrecht mit den Beinen,
Auf dem Rumpfe gelbliche Trikots.
Und dazwischen tanzen unsere frechen kleinen
Weiber blond und nackend; ganz famos
Angezogen:
Nur mit goldenen Stöckelschuhn,
Mit denen sie die fauchenden Athleten
Behende in die dicken Nasen treten.

VII

Die Soubrette

Ein Weibsbild kommt als Jägersmann
Und schiesst auf ihrer Flinten.
Und sieht sich einen Vogel an
Und zeigt sich uns von hinten.

Ihr Hintern biegt sich unerhört
Auf Beinen stramm wie Säulen.
Sie singt: „Mich hat die Lieb verstört
Juchhei! im grünen Walde . . ."

VIII

Die Tänzerin

Wie mich die zärtlichen Gelenke rühren,
Dein magrer Nacken, Deiner Kniee Biegen!
Ich zürne fast. Werde ich Dir erliegen?
Wirst Du zu jenem Traum zurück mich führen,
Den ich als Knabe liebend mir erbaute
Aus süssen Versen und dem Spiel der schönen
Schauspielerinnen, linden Geigentönen
Und Idealen, die ich klaute?

Ach! keine fand ich jenem Traume gleich,
Ich musste weinend Weib um Weib vermeiden,
Ich war verbannt zu unermessnen Leiden,
Und hasse jenen Traum. Ich spähe bleich,

Und sorgsam späh ich wie Dein Leib sich wende,
Nach jeder Fehle, die im Tanz du zeigst,
Ich bin dir dankbar, da du doch am Ende
Mit einem blöden Lächeln dich verneigst.

IX

Schluss: Kinematograph

Der Saal wird dunkel. Und wir sehn die Schnellen
Der Ganga, Palmen, Tempel auch des Brahma,
Ein lautlos tobendes Familiendrama
Mit Lebemännern dann und Maskenbällen.

Man zückt Revolver, Eifersucht wird rege,
Herr Piefke duelliert sich ohne Kopf.
Dann zeigt man uns mit Kiepe und mit Kropf
Die Älplerin auf mächtig steilem Wege.

Es zieht ihr Pfad sich bald durch Lärchenwälder,
Bald krümmt er sich und dräuend steigt die schiefe
Felswand empor. Die Aussicht in der Tiefe
Beleben Kühe und Kartoffelfelder.

Und in den dunklen Raum — mir ins Gesicht —
Flirrt das hinein, entsetzlich! nach der Reihe!
Die Bogenlampe zischt zum Schluss nach Licht —
Wir schieben geil und gähnend uns ins Freie.

X

Draussen

Die Sommernacht ist schwer nur zu ertragen!
Vier Herren gehn mit abgeknöpftem Kragen.
Ein Lackbeschuhter stelzt der Schnepse nach . . .
Da polterts her — Ein langgedehnter Krach:
Der Donner!
Au!
Ist die Reklame plump,
Blitz!
Ein feiner Mensch liebt nicht den lauten Mumpitz!
Das klingt ja ganz, als ob der dicke nackte
Weltgeist
Ganz vertrackte Katarakte im Tackte kackte.

L'oeuvre Péladan

Von Adolf Knoblauch

In der französischen Literatur erstand nach 1870 ein einzigartiges, modernes Kulturdenkmal, das vierzehnbändige Sittengemälde „Lateinischer Verfall" von Sar Péladan. Er gibt darin unbarmherzige Enthüllungen über die Lebensführung französischer und italienischer Kreise des Adels, der Geistlichkeit und Regierung und untersucht die Ursachen des Verfalls der romanischen Rasse, „der Schönsten, je auf Erden existirenden, der lateinischen Rasse, die im Sterben liegt. Furchtbarer, herrlicher Gegenstand."

1884 eröffnete er als Sechsundzwanzigjähriger seinen moralisch-satanischen Roman-Zyklus mit dem „Letzten Laster" (Vice suprême) und schloss ihn 1900 ab mit der „Letzten Tugend" (Vertu suprême). Diese vierzehn Romane sind ein riesiges Leichenbegängnis aller idealen Anstrengungen, Träume und Hoffnungen der führenden französischen Gesellschaft. Die Erklärung für den Verfall der Rasse gibt er durch ihre intellektuellen Laster.

Der Kampf Péladans geht gegen die Gesellschaftsordnung durch Gold, die Verkommenheit der „höheren" Stände, vor allem aber gegen das „Letzte Laster": das Verbrechen gegen den Geist, geistige Unzucht auf allen Gebieten des erotischen, wissenschaftlichen, politischen und religiösen Lebens, gegen die Perversität des Denkens; Péladas besonderes leider noch nicht öffentlich anerkanntes Verdienst ist seine Brandmarkung dieses wesentlich modernen, dieses Erz-Lasters der Bourgeoisie und der „höheren" Stände, des über den sieben mittelalterlichen Todsünden mit Recht erhöhten Verbrechens gegen den Geist und die Wahrheit, das er schneidend in seinen Haupttypen des Sittengemäldes verkörpert.

Péladan ist Grossmeister der Rosenkreuzer. Er betätigt sein ethisches Ideal, ist katholischer Reformator und Ritter für Tugend und Kunst Sein künstlerischer Hochorden soll eine Elite von Aestheten darstellen, die der allgemeinen Nivellierung steuern, auf Kirche und Papsttum modernisierend einwirken Die praktischen Unternehmungen des Ordens leiden Bankrott. Eine letzte Flucht zum Altar, über die sich düstere Verzweiflung breitet.

Amphimelas

Schwarz ringsumher! Ist es möglich tiefere Trauer
In e i n e s Wortes gewaltige Formung zu bannen?
Dies Wort ist meines; — um mich her ist Nacht
Lastendes Dunkel, von keinem Strahle durchschimmert.

Mich zieht es nicht nach der Sonne hellleuchtendem Lichte
Der hundert grausamen Schlachten verblutenden Kämpfer –
Denn wo zum Unheil alles das Schicksal lenkt
Würde sich selber das Heil mir in Qualen verwandeln

Dies Schweigen ist besser. Es losch mit dem letzten Strahle
Der letzten Hoffnung betrügerisch lockendes Zwielicht –
Und mich beschützt vor der Gefahr des Heils
Amphimelas — das schwarze schweigende Dunkel.

Géza Szilágyi

Nachdichtung von Heinrich Horvat

Leitfaden der Weltgeschichte

Von Robert Scheu

IV / Neuzeit / Zweiter Teil

Im Jahre 1740 kommt der von Maximilian Harden protegierte Friedrich der Grosse zur Regierung. Mit ihm beginnt das Zeitalter des sexuell aufgeklärten Absolutismus. Sein Vater war so grob, dass Friedrich, um ihn nicht zu verstehen, französisch lernte. Er vervollkomnete sich in dieser Sprache so, dass er sich als Floetenspieler hätte fortbringen können. Er lebte ungeheuer sparsam, weshalb er sich einen Krückstock anschaffte. Er war als Knabe sehr flüchtig, wurde aber eingeholt und — beziehungsweise sein Freund Katte — hingerichtet. Er setzte seine französischen Lektionen bei Voltaire fort, den er wegen seines schlechten Appetits oft zum Nachtmahl einlud. Friedrich der Grosse sah ein, dass er mindestens drei Kriege führen müsse, um ins Geschichtsbüchel zu kommen. Da es in Schlesien viele unbekannte Dörfer gab, so verlegte er den Krieg dorthin und machte bald alles historisch durch Sieg oder Niederlage. Wie die meisten siegreichen Feldherren hatte auch er die schiefe Schlachtordnung eingeführt. Da er sie sich rechtzeitig patentieren liess, waren die Oesterreicher gezwungen, ihm in der denkbar gradesten Schlachtordnung entgegenzutreten, was in kriegerischen Gegenden ungemein schädlich ist. Friedrich der Grosse ging nie ohne Schlachtenmaler aus und gab genau acht, dass die Zöpfe immer genau in einer Reihe standen. Da die Waffen damals noch nicht so vollkommen waren wie heute, mussten die Armeen, damit man überhaupt etwas traf, streng in Reih und Glied marschieren. An den graden Tagen erklärte Friedrich der Grosse Krieg, an den ungraden schloss er Frieden. Den siebenjährigen Krieg kann sich niemand erklären, weil Friedrich der Grosse ohne Kriegserklärung einfiel. Er lieferte ungefähr zwei Dutzend Schlachten, wodurch es den Oesterreichern billiger kam als im Einzelverkauf.

Nach dem Ende des siebenjährigen Krieges waren sämtliche Teilnehmer um genau sieben Jahre älter als bei Beginn, was besonders die Damen kränkte. In

Oesterreich kam Josef der Zweite zur Regierung, der angeblich durch Arsenikkerzen vergiftet wurde. Da er einen Zunamen hatte, war es ihm schwer, sein Inkognito, in das er sich täglich in der Frühe kleidete, auf die Dauer ungelüftet zu lassen. Zu diesen Zeiten wurde es üblich, Polen zu teilen. Nach der polnischen Verfassung konnte jedermann, wenn es ihn freute, Veto sagen und dadurch einen Generalstrike hervorrufen. Infolgedessen entstand eine sehr farbenprächtige Anarchie, wie man auf dem Bilde von Matejko sieht, auf dem sich ein mir gänzlich unbekannter Mann die Veste aufreisst.

Im Jahre 1775 brach der nordamerikanische Freiheitskrieg aus. Ueberhaupt werden die Ereignisse, jemehr die Neuzeit fortschreitet, desto unerlaubter. Er entstand durch die Besteuerung des Tees Die Amerikaner versenkten in ihrem Zorn eine ganze Teeladung ins Meer. Seit dieser Zeit hat der atlantische Ozean einen bittern Geschmack, da sie vergassen, ihn zu zuckern. Benjamin Franklin, der sich aus einem gewöhnlichen Erfinder des Blitzableiters zum Generalpostmeister der Kolonieen aufgeschwungen hatte, war furchtbar tugendhaft, heulte mit den Wölfen und quakte mit den Quäkern. Ueberhaupt sind die Sekten in der Geschichte so lästig wie die Insekten in der Natur. Leider werden immer wieder Sekten gegründet, wodurch massenhaft Menschen um ihre wohlverdiente Ruhe kommen. Ob George Washington auch dann so berühmt geworden wäre, wenn er sich nicht glatt hätte rasieren lassen, ist sehr zu bezweifeln. Man weiss bei ihm nie, wo das h eigentlich hingehört. Die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten scheint übrigens von den Briefmarkensammlern angestiftet worden zu sein.

In Frankreich ist Ludwig der Fünfzehnte ununterbrochen fünf Jahre alt. Ihm folgt sein Enkel (Kinder hatte er keine) Ludwig der Sechzehnte, der die für eine Revolution erforderlichen Fachkenntnisse nicht besass. Diese brach infolge eines vielbändigen Werkes, der sogenannten Enzyklopädie aus, weil das französische Volk die Raten nicht bezahlen konnte, für welche das Werk zu beziehen war. Eine der wichtigsten Erfindungen der Neuzeit ist das Defizit, das damals zum erstenmal auftrat und sich von da an wie ein roter Faden durch die Neuzeit zieht. Wo zwei Menschen zusammenkommen, entsteht, seit damals, ein Defizit. Um die Defizite zu vermehren, werden Vereine gegründet und Festzüge arrangiert. Doch gibt es auch zahlreiche Einzelpersonen, die sehr namhafte Defizite erreichen. Zur Zeit der französischen Revolution waren die Leute so naiv, dass sie sich vor dem Defizit fürchteten. Um es zu beseitigen, wählte man das untauglichste Mittel: man berief eine grosse Versammlung ein. Mirabeau benutzte sein blatternarbiges Gesicht, um dem König zu imponieren, wurde aber später zu seinem Leidwesen so bestochen, dass er von der Revolution zurücktreten musste. Unter den Jakobinern sprach besonders Robespierre durch die Nase. Er liess eine Hinrichtungsmaschine, Guillotine, aufstellen. Da diese einen Haufen Geld gekostet hatte, mussten viele Tausende hingerichtet werden, um das in sie hineingesteckte Kapital zu amortisieren. Der König wollte fliehen, wurde jedoch an seiner Abstammnng erkannt und gefangen. Er hiess von da an mehr Capet als Ludwig und wurde enthauptet. Im weiteren Verlaufe wechselten die Verfassungen in der Weise, dass keine Partei bei der Guillotinierung zu kurz kam. Der Leutenant Bonaparte hatte sich schon lange eine Revolution gewünscht, um besser zu avancieren. Da er zu unfähig war, um auf anständige Art Geld zu verdienen, bewarb er sich um die seit Attila vakante Sinekure eines Welteroberers. Er begab sich nach Aegypten, wo er, wie er es erwartet hatte, ganz gewöhnliche Mameluken vorfand, die ihm den Gefallen taten, sich von ihm besiegen zu lassen.

Napoleon, der so klein war, dass ihn keine Kugel treffen konnte, tummelte sich mit dem Kriegsführen ungeheuer, damit es ihm die anderen nicht abspicken. Er siegte solange, bis er nach Wien kam, wo er nach kurzem Aufenthalt so verdummte, dass er in der Schlacht bei Aspern geschlagen wurde. In seiner unglaublichen Naivität ging er auch nach Russland, was wir ihm, wenn er sich an uns gewendet hätte, dringend widerraten hätten. Die Russen hatten den Plan, sich solange zurückzuziehen, bis sie ihm auf der anderen Seite der Erde in den Rücken fielen. Napoleons Heer bestand übrigens zum grössten Teile aus Deutschen und Oesterreichern, die er vieleicht auf diesem Wege vernichten wollte. Als Napoleon Moskau betrat, waren alle Leute ausgezogen. Es scheint gerade zum Zinstermin gewesen zu sein. Wenn Napoleon niemanden zum Erschiessen hatte, wusste er mit seiner freien Zeit nichts anzufangen. Damit rechneten die Russen. Sie zündeten Moskau an, weil sie wussten, dass Napoleon nicht versichert war. Er verschaute sich im Feuer und wurde vom Winter überrascht. Er war offenbar zu faul, im Kalender nachzusehen. Anstatt nun justament in Russland zu bleiben, trat er den Rückzug an. Von da an kommt er immer mehr ins Patzen. Es ist übrigens rätselhaft, wie er in allen Schlachten Zeit fand, sich zu rasieren. Es machte den denkbar ungünstigsten Eindruck, als Napoleon in der Schlacht bei Leipzig geschlagen wurde. Die Verbündeten zogen nach Paris, Napoleon wie gewöhnlich, kam zu spät. Er wurde abgesetzt und nach Elba verbannt, wo er mit zwei Millionen jährlich kümmerlich lebte. Zum Glück gab es dort sehr wenig Geschäfte, so dass er mit seinem Gelde auskam. Als er sich genügend erholt hatte, kehrte er nach Frankreich zurück, wo er noch hundert vergnügte Tage hatte. Sein letzter Aufenthalt war Sankt Helena. In dieser Position war es ausnehmend fad und wenn ihn Hudson Lowe nicht sekiert hätte, wäre er vor Langeweile umgekommen. Es waren so wenig Menschen dort, dass es sich nicht lohnte, sie umzubringen. Infolgedessen war er gänzlich beschäftigungslos. Da er nicht zum Staatsbeamten geboren war, so griff dies seine Gesundheit an und er starb mit den Worten: „Weil i an alter Drahrer bin".

Da zu wenig gelogen wurde, erfand man den Telegraphen, ferner Dampfmaschine und Eisenbahn, wodurch der eigentliche Zweck der Weltgeschichte: die Entstehung der Gegenwart, wesentlich beschleunigt wurde. Bismarck gründete die Gartenlaube, nicht ohne vorher durch die Einigung Deutschlands einen grossen Abonnentenkreis sichergestellt zu haben. Bald darauf kommen die Kommis in Politik und Literatur endgültig ans Ruder, womit die Weltgeschichte ihren allseits befriedigenden und versöhnenden Abschluss findet.

Ein rheinisch Dichterleben

Rudolf Lothar, Rudolf Herzog, Rudolph Stratz, Rudolf Hans Bartsch und Rudolf Presber.

Ich habe diese Namen keineswegs willkürlich in die kurze Längsseite einer kaum zum Wanken zu bringenden Ehrenreihenfolge gezwängt. Ich will auch mit der Aufzählung dieser Namen gewiss nicht bestreiten, dass es Schriftsteller gibt, die, trotz ihrer Vornamen Georg, Richard oder gar Fedor, schlechter sind als einer der fünf. Aber aus reinem Gerechtigkeitsgefühl entziehe ich mich der geistigen Galeerenarbeit, einem Dichter, der mit dem Namen Rudolf vorbestraft ist, durch eigene Phanfasie und Gestaltungsgabe für meine Lektüre frei zu machen, ihm die Handschellen der Trivialität abzunehmen. Ich bin gegen Rudolf Lothar weit gerechter als jemand, der ihn, obgleich er sein Schaffen mit Liebe verfolgt, hinter Rudolf Presber setzt. Warum soll jener immer noch nur anerkannt gut sein, während dieser der deutschen Literaturgescichte schon einverleibt und aufgebürdet ist. Warum soll Lothar in ihren so leicht verschiebbaren Grenzen einen gesicherten Platz noch immer nicht in einer Zeit besitzen, in der für Presbers Gemeindeanwesen am Parnassabhang ein Häuschen am Luganer See und eine Villa im Grunewald schon lange mitsprechen.

Wilhelm Clobes nennt die Villa eine Poetenklause, aber sie ist doch nur eine prosaische Villa, sie ist das wirklichste, das nüchternste Resultat der Hauptaufgabe des Presberschen Berufs, die nackten Zahlen der Wirklichkeit durch ein Talent, das gleich Null ist, so zu dividieren, dass jener Quotient der Scheinpoesie herauskommt, der von einer kunstrohen Gesellschaft begehrt und gut bezahlt wird.

„Das Leben ist der Dichter, wie der Stil den Menschen legitimiert. Wie jeder wahre Dichter liebt Presber die Einsamkeit" Schon diese beiden Sätze legitimieren die Dreistigkeit und die Geistesarmut, die Clobes hinreichend genug waren zur Abfassung einer hundertsechsunddreissig Seiten langen biographisch-literarischen Studie über „Presber, ein rheinisch Dichterleben" —

Nicht nur Goethe, auch Presber hat in Frankfurt am Main das imaginäre Licht der Welt erblickt. „Sein Vater war nicht nur ein ebenso begabter und beredter Ritter von Geist, wie er einem Spielhagen als Romanheld dienen konnte, sondern er war auch Lehrer der Literaturgeschichte, und als solcher hat er, trotz des geringen Talentes sich zur Geltung zu bringen, einige Bücher verfasst."

Aber dass es ihm nicht allein an diesem Talent gefehlt haben muss, bekundet heute seines Sohnes Genialität, sich als wahren Dichter ausschreien zu lassen. Es könnte nicht allein möglich sein, dass Presber „auf den Spuren seiner Ahnen Impressionen empfängt, die in vielen seiner schönsten Dichtungen Form und Farbe erhalten," wenn er nicht von seinem Vater die Talente, die dieser nicht besass, ererbt hätte; doch seines Landsmanns Mahnung, zu erwerben, was man von seinen Vätern ererbt hat, um es zu besitzen, befolgte er getreulich. Goethe ähnlich hatte er eine Abneigung gegen Mathematik, und sein Biograph teilt diese Antipathie mit ihm. Ueberhaupt „weicht Presbers Schulzeit kaum in einer Nuance von derjenigen anderer Dichter und Denker ab, denen schwarzsehende Präzeptoren ehedem prophezeien, dass mal nichts aus ihnen würde." Selbst Tycho Mommsen riet Presbers Mutter, den Rudolf ein Handwerk lernen zu lassen. Sie aber brachte ihn nach Karlsruhe, und an jenem Tage, an dem sie ihn dem neuen Gymnasialdirektor vorstellte, war die ganze badische Residenz auf dem Friedhofe, wo die Vorstellung stattfand, versammelt. Von ungefähr — um Scheffel das letzte Geleite zu geben. So nahm vom Grabe weg das Dichterleben Presbers seinen unabwendbaren Anfang. Bald schrieb er für irgend ein dreihundertjähriges Jubiläum ein Festspiel und es fiel ihm auch die Ehre zu, für die Primaner die Abschiedrede zu halten. „Zwischen den Zwanzigerjahren stand der Frühling des rheinischen Dichterlebens in voller Saat, damals, als er hoch zu Ross oder auf dem Rade die sommerlich satte Landschaft des Breisgaus oder das Neckartal zur Zeit der Weinlese durchstreifte." Und wenn er damals „merkwürdiger Weise" am liebsten Moselwein trank, bevorzugt er heute den feurigen Burgunder, der wie Rubine im Glase funkelt und „bekanntlich schon unsere Klassiker zu viel Schönem, Wahrem und Gutem begeisterte."

Aber trotz der Feurigkeit des Burgunders und philosophischer Studien vermochte Presber unsere flache Kellersprüchepoesie, die Clobes so hoch bedeutsam findet, um kein Stufe zu vertiefen, und durch feuchtfröhliche Weisheit allein lässt sich unsere Lebensfreude nicht steigern. Durch jene Presbers schon garnicht. Denn sie verdunstet, in der klaren, trockenen Luft der Nüchternheit kaum beschaut, so schnell, als der Burgunder, den er bevorzugt und der weniger wie Rubine, sondern eher wie rote Butzenscheibensplitter im Glase funkelt.

„Die Zeit der unpersönlichen Zeitungen ist vorbei. Heute sucht der unintelligente Leser hinter dem Artikel den Menschen, der ihn schreibt." So dachte der Theaterdichter Presber, nachdem der „geborene Journalist Presber" Feuilletonredakteur geworden war. „Er schwang unter'm Strich das kritische Richtschwert in derselben faszinierenden Weise, wie er das satirische Florett handhabte oder den Schläger über Philister und Banausen schwang." Und nebenher schrieb er noch feinsinnige Verse.

Es kann jemand sehr wohl ein Schuster und ein Dichter sein, aber niemals wird der geborene Journalist dem echten Dichter auch nur annähernd verwandt sein. Die Dichtkunst hat noch immer dort aufgehört, wo der Journalismus hereinbrach. Als den geborenen Journalisten lässt Presber sich rühmen, aber nur als Dichter will er sterben, „anhebt" doch eines seiner Lieder so:

„Ich möcht' nicht sterben als Journalist
(Und blühten mir Bolzens Ehren!)
Und bis ans Ende des Tages Mist
In dampfende Häuflein zu kehren."

Verächtlicher kann auch ein Dichter vom Journalismus nicht sprechen. Tagesmist in dampfende Häuflein zu kehren ist Schmokarbeit, doch Bolzens Ehren können ihr dennoch erblühen. Von Presbers Beschäftigung mit Tagesmist, so sehr er auch sich ihr abgekehrt hat, blieb in seiner Feder ein übler Geruch haften, den die Musen fliehen. „Aber der Feuilletonismus Presbers ist stets subjektiv gewesen. Und wenn der Enkel des rasenden Sokrates, der als originellster Sonderling unter der Sonne Homers vier Jahrhunderte vor Christi in einem Fass kampierte, wenn der menschensuchende Diogenes von heute auch in der Hauptlinie

— unter'm Strich — den Ereignissen der Zeit folgt und die Schwächen der Gegenwartsmenschen persiflliert, so finden sich doch auch bei der Jahresernte dieser Revuen viele, viele reife Früchte vom grün-goldenen Baume des Lebens eines Dichters."

Der folgernde Zug in der Clobesschen Stilistik bringt die Weichen der Vergleiche fast zum Entgleisen: Den Diogenes von Sinope brachte eine „hündische" Philosophie bis in ein Fass hinab, das ihm als Wohnraum genügte. Dem Diogenes von Frankfurt gelang es nicht am wenigsten durch die Weisheit, die man — mit Wein vermengt — aus Fässern zapft, zum Villenbesitzer sich emporzuschwingen. Nur dass der Diogenes von Sinope ein Fürst in seinem Fass war, während der Diogenes von Frankfurt in seiner Villa um die Gunst der Musen bettelt.

„Einem Manne wie Presber, der mit grosser Souveränität die Vorgänge der Zeit in der Dichtung festhält, der mit seltener Meisterschaft am sausenden Webstuhl seine formgewandte Kunst beherrscht, musste sich der Kreis der Lustigen Blätter erschliessen"

Presbers „ansteckender" Humor fand den geeigneten Rahmen in dem „trefflichsten Witzblatt der Metropole," und hier gesellte er zu seinem schon bekannten Pseudonym (Diogenes) ein neues: Mirza Spiral. „Gute Kenner seiner Muse werden ihn hinter dem sterotypen M. Sp. schon richtig vermutet haben."

Wie wenig Witz ist doch notwendig, um der Welt etwas als Humor aufzudisputieren, was in Wahrheit nur grotesk wirkender Mangel an wirklicher Begabung, ein grinsendes Zuwenig an Ernst und Männlichkeit ist.

In dem engen Rahmen der Lustigen Blättern soll Raum genug sein für einen Humor „der kein Talent und keine blosse Nuance sondern einfach eine Weltanschauung ist, errungen im Kampfe gegen den Pessimismus."

Er ist zu gut gekauft, der Biograph, um nicht den Mut zu besitzen, Befreiungskraft und Sieghaftigkeit einem Humor zuzuprahlen, der die beachtenswerte verkörperte Jammerfratze der Furcht und Flucht vor einem Pessimismus ist, der alle Halbheit hart zermalmt.

„Seltsamerweise spielt die liebe Liebe in Presbers humoristischen Novellen eine sehr geringe Rolle." Desto mehr merkt man in seinen Gedichten den „befruchtenden Einfluss" des Frauentums. „Presber bekannte sich weit eher zu seines Goethes Wort von dem Ewigweiblichen, als dass er der Verachtung und Verneinung seines Antipoden Nietzsche Ausdruck gegeben hätte."

Konnte er das überhaupt? Und wie undankbar wäre es von ihm, jenes Element zu verachten, dessen befruchtender Einfluss seinem Primanerhang zur Poesie zustatten kam. Und wieder sind es Frauen, Mädchen und femine Jünglingsnaturen, die ihn ermuntern, alter Gewohnheit zu fröhnen. Dafür geht er „auch konform," jawohl: konform, mit Ernst von Wolzogen, der uns mahnt, die Mädeln nicht zu verachten, die lieben süssen Mädeln. „Und diese beiden sind sich wieder mit den zu früh heimgegangenen Dyonisiern Bierbaum, Hartleben und Liliencron darin einig, dass ein kussfeuchter Mund und Mädchenaugen lachende Philosophie und naturgemässe Lebensweisheit zugleich sind."

In seiner Reporterbegeisterung für kussfeuchte Lippen süsser kleiner Mädchen setzt Clobes die Namen Presber und Liliencron nebeneinander. Ihn schreckte kein Blick für den Abstand, der zwischen diesen beiden unabsehbar droht, und seine Feder zerbrach nicht an solcher frivolen Zusammenkoppelung. Im Gegenteil. Sie fuhr fort, Lobendes und Schönes über den feschen Rudi zu sagen, „der sich in einer gar nicht seltenen Anwandlung von Selbstronie diesen Vierzeiler auf den Leib schrieb:

„Und liegst Du einst, die Lippen schmal und blau,
Gestreckt die Glieder, die im Tod gefrieren,
Du wirst, so fürcht' ich, mit der Leichenfrau,
Die Dich rasiert, noch einen Flirt riskieren."

Poesie für Juxkarten.

„Die literarische Kritik hat Rudolf Presber vorgeworfen, dass er zu viel und zu leicht produziere." Die literarische Kritik (selbstredend nicht die, die Clobes meint, die kommt für die Literatur überhaupt nicht in Betracht) hat Presber noch garnichts vorgeworfen. Sie wirft ihn nur dorthin, wohin er einzig und allein gehört — in die Lustigen Blätter und „unter'n" Strich.

Clobes gibt zu, dass Presber viel produziert, doch er kann nicht anders, weil er als Feuilletonist einfach kontraktliche Verpflichtungen zu erfüllen hat. „Und diese müssen uns schon veranlassen, zwischen dem fleissigen Journalisten und dem echten Dichter zu unterscheiden. Und hat nicht auch Shakespeare ausserordentlich viel geleistet?'

Shakespeares Geist sitzt an Presbers Arbeitstisch. Er beschreibt Blatt um Blatt der hohen Papierstösse, die Presber für sich herbeigeschleppt hat. Drama um Drama, Meisterwerk um Meisterwerk entsteht, aber Presber weicht nicht Noch einen letzten Sturmangriff vollführt der fast schon erschöpfte Geist, dann entflieht er mit einem Scheideblick der Verzweiflung von dem noch unbeschriebenen Papierblöcken, die nun Presber anheimfallen. Und „mit Lerchen und Finken um die Wette besingt er alles, schenkte ihm doch Mutter Natur die Gottesgabe dazu. Wer erst ein Buch von ihm in die Hand genommen hat, den lässt es nicht mehr, und er begehrt stürmisch nach einem gleichartigen andern."

Es lässt ihn nicht mehr, den vertrottelten Leseplebejer, er verlangt mehr von der süssen Kost, die sich so angenehm verdauen lässt.

Aus dem Staub, der auf dem grösseren Teil der Heineschen Lyrik liegt, formt Presber seine Reimgebilde. Auch er ist, und vor allem als Journalist, nicht mehr als „eine Wanze aus der Matratzengruft." Allerdings masst er sich viel an, und Clobes schliesst sein Buch mit der wehmutsvollen Gewissheit, dass er einer ausgeprägten Dichterindivualität nicht gerecht wurde. Sie „voll und ganz" zu würdigen, soll den Literaturhistorikern vorbehalten bleiben.

Ich trat ihnen auf diesem Haufen der Literaturschmarotzer einen Schritt zuvor — sie sollen es mir nicht danken.

Joseph Adler

Meine Woche

Das Wunder

Also endlich kann ich den Lesern des Sturms den Gefallen tun, um den man mich fortgesetzt schriftlich bittet: einmal zu loben. Es ist nicht meine Schuld wenn es nicht allzuoft geschehen kann. Aber Mittelmässiges hasse ich mehr als Schlechtes. Und das Gute ist selten wie das Wunder.

Ich hörte den dritten Abend des Böhmischen Streichquartetts und setze die Namen dieser Viereinheit hin: Carl Hoffmann, Joseph Suk, Georg Herold, Hans Wihan. Denn jeder ist ein Künstler, ein Mann inneren Erlebens, mit der Fähigkeit, sich zu offenbaren Andere Musiker geben nur Töne von sich, mit und ohne Apparate. Sie „musizieren". Eine Privatangelegenheit, aber keine Kunst. Man muss auch als Ausübender so gut sein, zu gestalten. Beethoven herunterfiedeln ist Gotteslästerung: nie hat es ein grösseren Genie gegeben. Dieses B-dur-Streichquartett! Ein Gott fesselte Göttliches, schuf die Ewigkeit körperlich - liess Körperliches fliessen. Und ergreifend ergriff die Viereinheit Fliessendes, verewigte Körperliches, entfesselte Göttliches

Ein Wunder.

Am achten Februar ist es wieder zu erleben. Wer an mein Wort glaubt, der gehe hin und lausche der Offenbarung.

Aeusserliches

Seit Jahren rede ich gegen die Gleichgültigkeit der Konzertveranstalter und predige selbstverständlich den berühmten tauben Ohren. Schliesslich sind ja auch Agenten nicht zum Hören da, sondern zum Verrechnen. Aber vielleicht machen die Musiker einmal die Augen auf. Gegen die lächerlichen Meisterbüsten, die blöden Gemälde und die verkitschte Innenausstattung der Berliner Konzertsäle werden sie nichts ausrichten können. Konzertsäle prangen nun einmal im Goldstuck. Aber dass die „Lüster" ihr Licht in der von Ludwig Pietsch erfundenen verschwenderischen Fülle auf die beängstigten Hörer werfen, könnten sie sich verbitten. Nirgends ist schnelle innere Sammlung nötiger, als für die Musik. Sie wird durch Augenschmerzen nicht grade gefördert. Natürlich erzeugt das Werk und sein Vortrag die Stimmung. Was ich nämlich auch weiss. Nicht etwa die Verdunklung des Saales. Aber sie verhindert die äusseren Hemmungen, die sich aus Massenanhäufungen ergeben. Die „Gesellschaft" wird allerdings um einige Sensationen ärmer, aber die Künstlermenschen um einige reicher. Konzerte sind zum Hören. Das Gesehenwerden besorge man in den Pausen. Sehen will so wie so niemand Wozu also die verschwenderische Fülle? Im verdunkelten Saal werden dem Musiker vielleicht auch die Schattenseiten des Podiums auffallen. Der Künstler ist Bohémieng, denkt der Agent und benutzt es als Rumpelkammer. Ueberflüssige Stühle, Pauken, Flügel und Notenständer veranschaulichen die historische „künstlerische Unordnung". Nur die Zahnbürste fehlt zur vollkommenen Witzblattillustration. So ein Stuhl, der mit hochgestreckten Beinen bäuchlings auf dem andern liegt, kann der Sängerin meuchlings auf die Schleppe fallen und den Ton, der ihr nicht aus der Kehle dringt, zu einem Geräusch anschwellen lassen, das höchstens Richard Strauss noch musikalisch wertet. Und selbst von diesem äussersten Glücks- oder Unglücksfall abgesehen, fürchtet der Hörer fortwährend die Tücke des Objekts und den Zufall, an dem sich die Kunst bekanntlich stets stösst Aber Agenten und andere Musikfreunde leisten ihr Widerstand und stossen zurück.

Trust

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich-Ungarn
I. V.: Oskar Kokoschka

Der schönste Punkt

in der Umgebung Berlins ist Pichelsdorf an der Heeresstrasse. Die letzten **Wasservillenbaustellen** an der Havel, gegenüber Pichelswerder sollen sofort preiswert verkauft werden. Näheres die

Bodengesellschaft des Westens,
Mauerstrasse 86—88 •• Telephon I, 7497

Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus
:: Nr. 313/14 ::
soeben erschienen
Preis 50 Pfg.
ÜBERALL ERHÄLTLICH

Kurhaus und Erholungsheim
Schloss Neuenhagen
in Berlin-Neuenhagen (32 Min. Fahrzeit v. Alexanderpl.)
Hauptgebäude mit Zentralheizung u. elektr. Licht, große, helle Zimmer, mitten im Garten gelegen. **20200 Quadratmeter grosser, herrlicher Park,** grosser Obstreichtum, Lauben, grosser Teich usw. Das ganze Jahr geöffnet. Den Besuchern Berlins als herrlicher Aufenthaltsort empfohlen. Fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt. Bequemste Verbindung mit Berlin durch stündlichen Bahnortsverkehr. — Lassen Sie sich die Broschüre „Leben" kommen vom Besitzer u. Leiter **Emil Peters**

Neue Sezession

Galerie Maximilian Macht

Berlin W., Ranke-Strasse 1

an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche

Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d. Schauspielschule d. Deutschen Theaters

erteilt Unterricht in

Sprachtechnik und Rollenstudium

CHARLOTTENBURG
Wilmersdorferstr. 75 — Sprechstunde: 5—6 Uhr

Potsdamer Strasse 111 **Café Continental** Potsdamer Strasse 111

Jeden Abend von 9—4 Uhr Nachts:
GROSSES KUNSTLER-KONZERT
:: Alle bedeutenden Zeitungen und Zeitschriften ::

Weinhaus Rheingold

KAISER-SAAL
Täglich: **Translateur - Konzert**

Zeitschrift für Musterzeichner

Wirksames Insertions-Organ
Fachschrift ersten Ranges
:: **Abonnenten in allen Staaten Europas** ::
Insertionsgebühren mässig
Offerten gern zu Diensten
Schriftleitung C. Krüger Unterbarmen (Rhld.)
Hirschstrasse 49

Verlag Paul Reinicke, Wilmersdorf

HERWARTH WALDEN:
Bruder Liederlich
Für Gesang und Klavier
Mk. 1,50

Max Giesswein

Kgl. Sächs. und Kgl. Württembg. Hofopernsänger

BERLIN W. 50
Culmbacherstr. 6
Fernspr.: VIa 18926

ERTEILT
GESANG-UNTERRICHT

Sprechstunde 3—4 Uhr

„Der Forscher"

Illustriertes Zentralblatt für deutsche Forschung
Herausgeber: **Bund deutscher Forscher, Hannover**, unter hoher Ehrenpräsidentschaft Sr. hochfürstl. Durchlaucht des Prinzen Bernhard zur Lippe, Redaktion: **Georg August Grote, Hannover**
Jährlich zwölf starke Hefte mit Beiträgen berühmter Autoren. Ordentliche Mitglieder des Bundes deutscher Forscher erhalten den „Forscher" unentgeltlich und portofrei gegen den Jahresbeitrag von Mk. 5.—, bezw. K. 6.—, fördernde Mitglieder gegen den Jahresbeitrag von Mk. 6.—, bezw. K. 7,20. Jahresabonnement Mk. 5,50, bezw. K. 6.— inklusive Porto
Probenummer gratis und franko
Inserate finden im „Forscher" ∴ wirksamste Verbreitung ..
Insertionspreis: Die dreimal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.
— Geschäftsstelle: —
Forscher - Verlag, Hannover

DER NEUE CLUB

Donnerstag, 26. Januar, abends 8 Uhr, Salon Cassirer, Victoriastrasse 35

Herwarth Walden: Liederkompositionen

Es singen: **Claire Waldoff** / **Hedwig Rossin - Rosenfeld**
Hofopernsänger **Franz Lindner**
Am Klavier: **Herwarth Walden**

Karten zu 3 Mk. bei Edmund Meyer, Buchhandlung, Potsdamerstrasse 27b und an der Abendkasse :: ::

DER NEUE CLUB

Neopathetisches Cabaret für Abenteurer des Geistes

Mittwoch, den 18. Januar, abends 9 Uhr
— Kerkau Palast . ' . Behrenstr. 48 —

Es lesen vor: **Ernst Blass, Golo Gangi, Georg Heym, Jakob van Hoddis, Erich Unger** :: ::
Else Lasker-Schüler
Ludwig Hardt rezitiert Verse von Georg Heym

Karten zu 1 Mk. bei Edmund Meyer, Buchhandlung Potsdamer Str 27 b und an der Abendkasse ::

HOHENZOLLERN
Kunstgewerbehaus

Friedmann & Weber

HOFLIEFERANT IHRER MAJESTÄT
DER KAISERIN UND KÖNIGIN

W 8 · BERLIN · W 8
Leipzigerstrasse 13

WOHNUNGSEINRICHTUNGEN
KUNSTGEWERBE
ANTIQUITÄTEN UND STOFFE

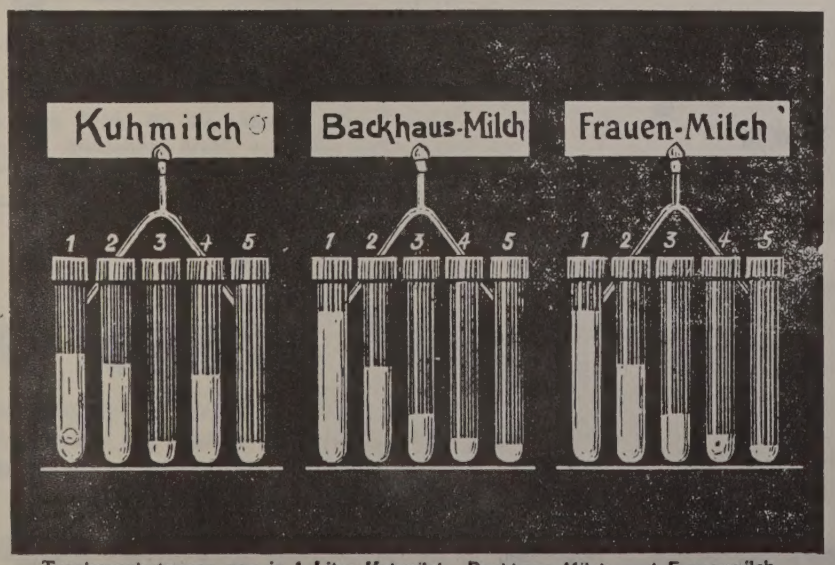
Gegenüber **Pichelswerder in Pichelsdorf**

Grundstücke an der Havel idyllisch gelegen neben dem **Schlosspark**, nahe der Döberitzer Heerstrasse (Kaiserdamm), preiswert verkäuflich. Näheres durch die

Bodengesellschaft des Westens

mit beschränkter Haftung
BERLIN W 66, MAUERSTRASSE 86—88
Fernsprecher Amt I, Nr. 7497

Die Kindermilch nach Prof. Dr. Backhaus kommt der Muttermilch am nächsten.



Trockensubstanzen von je 1 Liter Kuhmilch, Backhaus-Milch und Frauenmilch.
1. Milchzucker. — 2. Fett. — 3. Eiweiss — 4. Kasein. — 5. Salze

---

Verlag „Der Sturm"

Wir übernahmen in unsern Verlag

Herwarth Walden
DAFNISLIEDER
Für Gesang u. Klavier
52 Seiten
DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM Halensee / Katharinenstr. 5.

Verlag Osterheld & Co.

In unserm Verlag erschien

Else Lasker-Schüler:
Die Wupper
Drama
Mk. 2.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

MALSCHULE
System L. v. Kunowski
ACT / KOPF / TILLEBEN
Heinrich Richter
Eisenacherstrasse 103
Sprechstunden 12 — 1 Uhr

378 Inseratenannahme: Geschäftsstelle „Der Sturm" Hannover, Artilleriestr. 15, für Berlin A. Bots, Potsdamerstr. 111, sowie sämtl. Annoncen-Exped., Druck v. Carl Schüssler-Hannover